



Der rote Papagei

von Sebastian Schulke

Seit zwei Tagen starrt der Papagei nun schon in die Ferne. In die tiefe Ferne des Amazonas. Von der Spitze eines kleinen Holzbootes aus. Mal schaut er nach rechts, mal nach links. Mal starrt er in das undurchdringliche Grün des Dschungels, mal in das unbefleckte Blau des Himmels. Mal schläft er, mal wacht er. Mal träumt er, mal schreit er. Mal hebt, mal senkt er seinen Kopf, als ob er irgendetwas Bedrohliches gehört hätte. Dann flattert er aufgeregt mit seinen Flügeln, schüttelt sein rotes Federkleid und gibt einen müden Krächzer von sich. Im selben Moment dreht er sich um und nickt Woney beruhigend zu: „Alles klar. Alles gut. Keine Angst, ich bin bei dir.“ Woney sitzt hinten, lenkt die schwimmende Holzschale und schmunzelt. „Du bist ein verrückter Vogel“, sagt der Junge. Das überhört der Papagei natürlich und wendet sich verantwortungsvoll wieder seinem Posten zu. Er sitzt schließlich nicht zum Spaß vorne auf der Spitze des Holzbootes. Woney hat sein Boot schwer beladen – mit Orangen, Zitronen, Mangos, Bananen und Manu-Beeren, dazu Boca Chicos, die kleinen Fische aus den Seitenarmen des Amazonas, die er mit bloßen Händen gefangen hat. Eine wertvolle Ladung, die bewacht werden muss. Bevor sie sich irgendein gemeiner Dschungeldieb schnappt. Die Früchte und Fische und das kleine Holzboot sind alles, was Woney besitzt. Und einen Brief. Der Brief ist das wertvollste seiner Ladung. Er steckt feinsäuberlich gefaltet in der Innentasche seines zerfetzten Umhangs. Alle fünf Minuten greift er sich an sein Herz, ob der Brief noch da ist. Dann fühlt er das weiße Papier in seinen Fingerspitzen, den Duft und Klang der Worte, die aus ihm strömen und atmet erleichtert auf. Der Strom der Worte hat Woney auf den Amazonas getrieben. Als seine Augen die Schwünge und Bögen, Linien und Punkte auf dem Fetzen Papier erblickten und sein

Geist daraus Bilder formte, trieb es seinen Körper raus aus seinem kleinen Dorf Aparia, am Rande der Anden. Am Rande einer kleinen Goldmine. Da wo sich der Rio Limon durch den mächtigen Regenwald wurschtelt, bis er vom Amazonas geschluckt wird.

Da, wo sich Woney tagaus und tagein, solange er denken und gehen kann, mit seinen Knochen durch Schlamm und Steine bohren musste. Wo das Fieber der Fremden die Körper der Kinder frisst. Vor zehn Jahren wusste noch niemand, was unter den Wurzeln der riesigen Bäume steckt. Da waren die Aparias noch ein harmloser Haufen von Jägern und Sammlern und ließen sich vom klaren Schein ihrer Naturgewalt berauschen. Bis plötzlich eine dunkle Gestalt aus einer düsteren Stadt das Goldfieber mitbrachte. Es brach aus, breitete sich rasant aus und saugte alles Leben aus Aparia. Auch der kleine Woney blieb davon nicht verschont. Seit er denken und gehen kann, arbeitet er in der Mine. Einsam und allein. Seine Eltern sind früh gestorben, seine fünf Jahre ältere Schwester Felica ist vor langer Zeit spurlos verschwunden. Außer Javier, dem alten Fischer seines Dorfes, der sich nicht vom Gold blenden ließ, hatte Woney niemanden, der seine Sprache sprach und verstand. Javier war der Einzige, in dem nicht ein Goldklumpen glänzte sondern Sonne schien.

Ab und zu saßen die beiden vor Javiers Hütte, die noch nicht von der Mine gefressen wurde. Im Schutze des Regenwaldes. Sie grillten Boca Chicos, rauchten Tabak und ließen sich von der finsternen Nacht entführen.

So wie sich jetzt Woney vom Strom des Amazonas entführen lässt. Die kleinen und schnellen Wellen

bringen Woney zum Taumeln und Träumen – auch am Tage. Dabei will er gar nicht träumen, er will seinen Traum leben. Mit offenen Augen. Denn nur so kommt er aus diesem goldenen Käfig auch wirklich raus. „Dreh dich nicht um. Dreh dich niemals um, wenn du diese Hölle verlässt“, hatte Javier im Rausche einer dieser Nächte gesagt. „Sonst verbrennst du. Und der Brief mit dir.“ Der Brief? Javier rannte in seine Hütte und hielt Woney ein Stück Papier vor seine Nase. „Ich weiß nicht wie viele Wochen oder Monate dieser Brief gebraucht hat, das Datum ist verwischt. Aber er ist von Felica. Sie lebt, sie ist frei, arbeitet in Macapá, bei der Familie Correa“, sagte Javier, „der Lastwagenfahrer, der immer die Post verteilt, hat ihn mir heute gegeben.“ Javier blickte Woney an und weinte. Woney spürte auf einmal eiskalte Hände über seinen Rücken ziehen. Seine eigenen Hände zitterten, als er den Brief im Schein des Feuers öffnete. Sein ganzer Körper bebte. Ein stechendes Gefühl presste sich durch sein Herz, als ob Flammen durch seine Adern dringen und seinen Kopf zum Dampfen bringen. Heißer Dampf, der sich in Wassertropfen verwandelt und kalt an seiner Stirn klebt. Bis schließlich alles vor seinen Augen verschwimmt und Tränen über seine Wangen fließen.

Woney greift sich wieder an sein Herz. Der Amazonas ist bereits in der dunklen Nacht verschwunden. Ah! Der Brief nicht. Und auch der rote Papagei ist noch da. Fast scheint es so, als habe Javier den Vogel geschickt, damit Woney nicht alleine ist. „Ich bin zu alt und schon zu lange in Aparia. Ich bin hier geboren und will mein altes Paradies nicht verlassen“, hatte Javier immer gesagt. Auch in dieser einen Nacht. Und der gleiche Wille fesselte auch Woney – bis zu der Nacht, in der er den Brief öffnete. Woney wollte nicht mehr länger in der Mine arbeiten und seinen Schmerz mit den Erinnerungen des alten Fischers betäuben. Das Paradies war längst weg. Geflohen. Und wenn es jemals wieder nach Aparia zurückfinden sollte, dann muss er raus und es suchen. Mit dem kleinen Holzboot von Javier, dass der alte Fischer eh nicht mehr braucht. „Du kannst es haben Woney.“

Das Boot lag einsam und allein am Ufer, gefangen an einem Seil, halb verschlungen von Schlamm und Lianen, vergessen und verstoßen. Warum? Ein Loch. Ein Loch machte das kleine Holzboot nutzlos und sinnlos – für den Fischer. Ein Loch, das er immer wieder geflickt und gestopft hatte. Doch dann hatte er genug, keine Lust mehr. Das ganze Dorf lachte schon über ihn: „Der hat nicht nur ein Loch im Boot sondern auch im Kopf.“ Und so baute sich Javier ein neues Boot. Ein viel größeres und schöneres. Aus dem Stamm eines Pancho-Baums, dessen Holz in der Sonne

glänzt und einen angenehmen, sanften Duft ausstrahlt. Nun sitzt Woney in dem kleinen Holzboot. Das Loch hat er mit Schlamm, Blättern und Ästen gestopft. Eine ganz besondere Konstruktion, die er sich selbst ausgedacht und an der er tagelang rumgebastelt hat. Und auch wenn mal etwas Wasser durch das Loch kommt. Dann saugt er die Tropfen mit seinem Hemd einfach auf und wringt es über dem Amazonas aus.

Zwei Tage und zwei Nächte ist er nun schon unterwegs, das Hemd musste er noch nicht einmal auswringen und den alten Fischer und das Dorf hat er noch nicht einmal vermisst. Komisch. Nichts hält ihn. Als ob der Amazonas ruhelos durch seinen ganzen Körper fließt. Ihn unaufhaltsam treibt. Und je weiter er treibt, desto wohler fühlt er sich. Auch wenn Woney gar nicht weiß, wo er sich gerade befindet. Aber die mächtigen Bäume, die über das verschlungene Ufer des Amazonas ragen, die Schreie der Aras und Affen, die feuchte Luft, die blutsaugenden Moskitos, die brennendheißen Strahlen der Sonne, das stille Rauschen des grünen Stroms und die undurchdringliche Tiefe des Dschungels verleihen ihm ein unglaublich wohliges Gefühl. Er kann es nicht greifen, er kann es nicht verstehen. Er fühlt es, ganz stark. Seine Augen, sein Mund, seine Nase, sein Herz, seine Knochen – alles in ihm strahlt und lacht. Sein Körper saugt erleichtert dieses Gefühl auf. Fast wirft es ihn um. Tränen waschen seine Augen, geben Woney Halt. Tränen, die sein Herz befreien und seine Augen immer weiter öffnen.

Die Sonne taucht langsam unter, zieht einen glitzernen Schleier über den mächtigen Fluss. Die Schreie der Affen und Aras verlaufen sich im Dunkeln. Nur das Zirpen der Grillen und der Schein des Mondes durchbricht die finstere Nacht. Alles scheint zu schlafen. Selbst der Papagei hat seine roten Federn über seinen Schnabel gezogen. Und auch Woney will seine Augen schließen. Aber er kann nicht. Seit er Aparia verlassen hat. Er blickt nicht zurück, ihn bremsen keine Zweifel, ihn treibt keine Angst, er stellt keine Fragen, er erwartet keine Antworten, er sitzt einfach in seinem Boot und treibt durch den Amazonas. Eine Lebensader, die ihn nicht verschluckt oder ausspuckt, sondern seinen Traum leben lässt. Gekritzelt auf einem Fetzen Papier. Er faltet ihn wieder feinsäuberlich zusammen, steckt ihn in seine Innentasche. Woney wundert sich über sich selbst. Wie können ihn diese Worte nur so stark bewegen? Über acht Jahre lang, wenn nicht noch länger, bewegte ihn fast gar nichts. Er kroch morgens in die schmalen Schächte der Mine, kroch abends wieder raus. Dann legte er sich auf sein Lager und schlief – bis zum



nächsten Morgen. Augen auf, Augen zu, Augen auf, Augen zu – wie eine Maschine, die der Minen-Aufseher ein- und ausschaltet. Seine kaputten Knochen ignorierte Woney. Die Leere in seinem Kopf akzeptierte er. Warum lebte er? Um zu arbeiten. Etwas anderes gab es nicht. Oder? Er wusste keine andere Antwort. Und er war auch zu müde, um nach Antworten zu suchen. Daran konnten auch die Nächte mit dem alten Fischer am Lagerfeuer nichts ändern. Sein Geist schlief. Sein Körper arbeitete. Sein Herz schwieg.

Sebastian Schulke
ist freier Journalist
und freier Autor –
und zusammen mit
seiner kleinen
Familie genießt er
die große Freiheit in
München

Nun ist Woney wach. „Ich habe Hunger“, sagt er dem Papagei. Der nickt ihm verständnisvoll zu und starrt wieder in die Ferne. Fisch wäre jetzt gut, denkt sich Woney. Aber dafür müssten sie ans Ufer und ein Feuer machen. Das geht nicht. Das Wasser des Amazonas, das durch seinen Körper treibt, würde sich stauen und ihn zerreißen. Er muss weiter, schnappt sich eine Orange, schmeißt dem Papagei ein Stück davon zu. Gut. So schaukeln die beiden über den Amazonas. Menschen haben Woney und der Papagei noch keine gesehen. Krokodile zum Glück nur am Rande des Ufers, wo sie ihre vollgefressenen Bäuche im Schatten des Regenwaldes ausstrecken. Ab und zu beobachten sie ein paar farbenfrohe Aras, die es sich auf einem knochigen Ast bequem gemacht haben. Der rote Papagei tut dann immer so, als ob er seine entfernten Verwandten nicht gesehen hätte. Er starrt dann äußerst beschäftigt auf die andere Flussseite, als ob er gerade mit seinem dicken Schnabel einen Jaguar aufgespürt hätte, der es auf seine roten Federn und die Ladung abgesehen hat. Ein Riesenotter tauchte gestern unter dem kleinen Boot her und mit seinem Kopf kurz auf. Da hätte sich Woneys Bewacher fast vor Schreck in die Hose gemacht. Gelbe, blaue und bunte Schmetterlinge tanzen durch die Luft. Die Affen, Frösche, Schlagenhalsvögel und andere Schreihälse des Dschungels sind meist nicht zu sehen, nur zu hören. So wie jetzt dieses komische Donnern, das über den Amazonas zieht, immer näher und bedrohlicher kommt. Menschen! Auf einem alten, stinkenden Kahn. Der Rost nagt an ihm. Hinten auf der Ladefläche stehen Tagelöhner. Dutzende. Ihre Gesichter sind mit Öl verschmiert. Ihre Klamotten sind zerrissen und voller Schlamm. Sie lachen, als sie Woney und den Vogel erblicken. Woney winkt ihnen zu. Da stutzen sie – einer winkt zurück. Er schaut Woney sehnsüchtig nach, bis die Flussbiegung und das Grün den rostigen Kahn verschlungen haben. Es geht weiter, immer weiter. Auch als der Amazonas die beiden auf ein riesiges Meer spült. Oh mein Gott! Was ist das? Die Wellen glitzern im Sonnenlicht und laufen in die Unendlichkeit, direkt in den Himmel. Keine Grenzen, keine Mauern, keine Zwänge, keine

Schmerzen, keine Furcht. Pure Freiheit. Grüne Inseln ragen vereinzelt aus dem Wasser, bestehend aus tausenden kleinen Blättern. Woney schließt seine Augen, die Sonne brennt. Oder ist es die Freiheit? Er greift sich wieder an sein Herz.

„Felica. Felica. Wo bist du? Wohin führst du mich? Was passiert mit dir und mir? Was passiert mit uns? Wann passiert es? Warum passiert es? Ich weiß nicht, wo du bist und wer du bist. Ich weiß nicht, was du geschrieben hast, ich weiß nicht, wie man diese Worte liest und schreibt. Außer deinen Namen. Außer den Schwüngen, Bögen, Punkten und Linien auf dem weißen Papier, die soviel Kraft und Wärme in sich tragen, dass ich immer noch weine. Auch wenn ich dich in der Mine verloren hatte, auch wenn mein Herz schwieg. Jetzt bin ich endlich frei. Ich bin nicht alleine. Egal wo du bist. Ich trage dich in meinem Herzen. Und das macht mich so glücklich. Mein Herz schlägt wieder, für dich ...“

Plötzlich wird Woney aus dem Boot gerissen, ein treibender Baumstamm. Der Junge klatscht im hohen Bogen ins Meer? Der rote Papagei schreit, fliegt davon.<

